

Wegman rückt die »Krise« um 1500 als Markstein einer Musikauffassung ins Licht, die bis in unsere Zeit hinein weitreichende Folgen zeitigt. Man merkt seinem Schlusskapitel an, dass das Unbehagen an diesen Folgen als wesentlicher kritischer Impuls für die gesamte Untersuchung diente. Wegman charakterisiert zwar vor allem, aber nicht nur die Musiker des späteren 15. und des 16. Jahrhunderts, wenn er schreibt: »They [sc. the professional composers and theorists] alone had been initiated into the secrets of this art and knew best what was good for their audiences. It was they who constructed genealogies of masters and pupils who passed on the secrets in some kind of apostolic succession.« (S. 174)

Fazit: Wegman hat ein anregendes, gedanklich konsistentes, in der Darstellung zwischen hermeneu-

tischer Rekonstruktion und postmoderner Dekonstruktion spielerisch changierendes Buch vorgelegt, das diverse Herausforderungen an die internationale Renaissance-Forschung in sich birgt. Die wichtigste unter ihnen geht wohl aus einer Frage hervor, die sich bei der Lektüre unausweichlich erhebt: In welche Relation lassen sich diese ideengeschichtlichen Entwicklungen zur Kompositionsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts bringen? In der Verlängerung stellt sich diese Frage auch rückwirkend für die Jahrzehnte um und nach 1400. Was bedeutet die Erkenntnis, dass das 14. und das frühere 15. Jahrhundert mentalitätsgeschichtlich so eng aneinander rücken? Innovative Forschung beruht nicht zuletzt darauf, dass sie zu Anschlussforschung herausfordert – und hierin könnte ein großes Verdienst von Wegmans Buch liegen. [Signe Rotter-Broman]

Peter Donhauser: Elektrische Klangmaschinen.

Die Pionierzeit in Deutschland und Österreich, Köln [u.a.] (Böhlau) 2007

An moderner Musik Interessierte oder Menschen älteren Semesters können sicherlich etwas mit den Begriffen »Trautonium« und »Termenvox« anfangen. Unbekannter dagegen dürften schon das »Hellation« und das »Sphärophon« sein. Wenn man allerdings die Hammond-Orgel, das Ondes Martenot oder das Neo-Bechstein dazu erwähnt, klingelt es in den Köpfen. Es handelt sich um elektronische Instrumente, die in der Entstehungszeit zwischen 1920 und 1930 das »Licht der Welt« erblickten. Das Hauptinteresse des Autors gilt aber den deutschsprachigen Ländern, so dass die amerikanische Hammond-Orgel oder das französische Ondes Martenot nur der zeitlichen Nähe wegen einen Seitenblick abbekommen. Von unserem teleologischen Blickwinkel aus erscheint der gut dargestellte zeitliche und lokale Ablauf der Erfindungen wegen seiner rasanten Entwicklung wie ein kleiner Wirtschaftskrimi,



in dem Feindseligkeiten und politische Opportunitäten ihren Platz ebenso haben wie das Wettrennen um Patentanmeldungen und Firmenzuwendungen.

Ein wichtiger Bestandteil des Buches ist die Erklärung der Technik der jeweiligen Instrumente in ihren Grundlagen. Schaltpläne und Oszillogramme sind weitgehend abgedruckt und in ihrem Effekt textlich besprochen, so dass sich der Laie nicht vor seitenlangen technischen Ausführungen fürchten muss. Da viele besprochene Instrumente Tasteninstrumente sind und/oder eine Affinität zur Nachahmung bereits vorhandener Instrumente haben, kann man Donhausers Text leicht verstehen und die Tendenz der Entwicklung der Folgemodelle schon erahnen, welche meist Erweiterungen in Ambitus, Registrierung und Spielbarkeit erfuhren.

Der Erfinder des bereits erwähnten »Spärophons«, Jörg Mager, ist ein kleiner Schwerpunkt und zudem eine Art Rahmen für die temporale Abwicklung der Geschehnisse. Anscheinend aus dem Grunde, weil über andere, wie etwa Friedrich Trautwein und Oskar Sala – die Entwickler des Trautoniums – bereits eine größere Menge an Literatur existiert. Erfinder der oben beispielhaft

angeführten Instrumente haben ihren eigenen Abschnitt in dem Buch oder werden am Rande als eher unwichtig definiert, was auch korrekt ist, wenn man etwa an elektronische Streichinstrumente denkt, bei denen sich bis heute – wieder mit teleologischem Blick – höchstens die elektrische Geige halbwegs behaupten konnte. Neben Darmstadt mit Jörg Mager entwickelte sich Berlin zur Hochburg der Erforschung elektrischer Klangmöglichkeiten. Die Gründungen des Heinrich-Hertz-Institutes und einzelner Forschungsinstitute bis nach Wien zogen die Entwicklung zahlreicher Instrumente nach sich, die auf sogenannten »Elektrischen Konzerten« vorgestellt wurden, teilweise sogar im Zusammenspiel. Das Repertoire bestand meist aus kleinen bekannten Werken wie z. B. Etüden von Chopin oder bekannten Arien aus Opern. Darin, zusammen mit der nationalsozialistischen Zeit, bestand der Grund für den »Untergang« dieser Instrumente. Die anfängliche Neugier und der Tatendrang schwanden, da man mit herkömmlichen Instrumenten dasselbe Ergebnis erzielen konnte. So schrieben damals schon Reporter und Redakteure – als kleines Beispiel der von Donhauser gut recherchierten Rezeptionsgeschichte – dass es an den Komponisten liege, was aus den Instrumenten in Zukunft würde. Leider gab es nur wenige, wie Paul Hindemith und Harald Genzmer, die sich mit den neu entstandenen Möglichkeiten vertraut machten und sie nutzten. Die Politik wusste besser

mit der neuen Technologie umzugehen und nutzte sie für ihre Propaganda in den Medien und bei Masenkundgebungen. Die Beschallung großer Räume nimmt daher ein weiteres Kapitel des Buches ein und zeigt die gut durchdachte Anbringung der modernen Elektrotechnik für möglichst große Wirksamkeit auf. Als Abrundung gibt es noch große tabellarische Anführungen von Oskar Salas Auftritten, Aufnahmen der in dem Buch beschriebenen Instrumente (soweit überhaupt noch existierend!) und zuletzt eine Liste aller angemeldeten Patente.

Zur Erforschung der Elektrischen Musik und ihrer Verwendung in der NS-Zeit bietet dieses Buch sicherlich sehr viel Material. Dabei helfen nicht nur die beschriebenen rezeptionsgeschichtlichen Aspekte, sondern auch die akribischen Fußnotenapparate, die weiteres Nachforschen sehr erleichtern. Als Standardwerk ist es allerdings nicht zu werten und sicherlich auch nicht so gemeint. Donhauser versucht eher eine Zusammenfassung der rein technischen Entwicklung und der sich daraus ergebenden wirtschaftlichen und geschichtlichen Probleme. Wer also daran interessiert ist, woher die Anschlagsdynamik beim E-Piano stammt, welche Entwicklungen nötig waren, damit Stockhausen in den 1950er Jahren seine Kompositionen verwirklichen konnte, welche medienwirksame Technik zu Kriegszeiten bestand und wieso die Idee des Player Pianos von Conlon Nancarrow gar nicht so neu ist, dem ist dieses Buch sehr zu empfehlen. [Jan Kästel]

Ute Bär (Hg.): Schumann, Sonaten für Violine und Klavier

Band 2, Wien (Wiener Urtext Edition, Schott/ Universal Edition) 2007

Robert Schumanns dritte Violinsonate: Zweifellos nach wie vor eines der am besten gehüteten Geheimnisse der romantischen Violinmusik – und zugleich das am wenigsten bekannte Werk innerhalb der Serie von Schumanns späten Duokompositionen, die zwischen 1849 und 1853 für Oboe, Klarinette, Horn, Cello, Bratsche und Violine im Verein mit dem Pianoforte entstanden. Ende Oktober 1853 in Düsseldorf als eine der letzten musikalischen Äußerungen Schumanns überhaupt komponiert, stellt sich die Entstehungs- wie auch

Publikationsgeschichte dieses Werkes, einhergehend mit einer recht unübersichtlichen Quellenlage, höchst komplex dar. Hervorgegangen war sie aus einem anderen Werk, der F.A.E.-Sonate, einer für den Geiger Joseph Joachim bestimmten Gemeinschaftskomposition mit Johannes Brahms und Albert Dietrich. Das darin enthaltene Intermezzo und Finale ergänzte Schumann nur wenige Tage nach Niederschrift durch zwei weitere, nachkomponierte Sätze zu einer neuen dritten Sonate. Joachim, dem damit gleich zwei neue Sonaten beschert wurden,